

stellung, wie man die Kirche ins positive verändern könnte, obwohl meiner Meinung nach in Auwiesen der erste Schritt schon getan ist.“ Auch die anderen Briefschreiber registrieren erste Schritte zu einer aus ihrer Sicht attraktiven Kirche. Am häufigsten werden erwähnt: die persönliche und freundliche Atmosphäre beim Gottesdienst im Volkshaus; das Singen moderner Lieder; bei den Predigten werden gute Themen verständlich angesprochen; das Zusammensitzen nach dem Gottesdienst; daß es für jede Altersgruppe eine eigene Gemeinschaft gibt und – ich gestehe, daß mich das persönlich mit Freude erfüllt – ein sympathischer Pfarrer, der auch öfter einen Spaß macht und mit den Menschen gut umgeht. Raphael stellt überrascht fest: „Ich wußte gar nicht, daß sich so viele Leute in Auwiesen für Religion interessieren.“ Die Ausdrucksformen sind so bunt wie die Menschen, die sich zu unseren Gottesdiensten versammeln. Wenn wir einander von Feiern erzählen, die als besonders berührend erlebt wurden, dann kommt die Rede auf den Aschermittwoch mit jiddischer Musik, einen getanzen Pfingstgottesdienst, die Gründonnerstage bei Tischen mit einem guten Gespräch, Brot und einem Glas Wein und die Fronleichnamsprozessionen, begleitet von einer Dixieland-Band und mit einem anschließenden Fest an wechselnden Orten mitten in der Wohnanlage.

Seit März 1997 haben wir *einen gewählten Pfarrgemeinderat*. Als Thema einer ersten Klausur wählen wir uns „Leben aus Begegnung“. Wir gingen davon aus, daß wir als Gruppe nur dann sinnvoll arbeiten können, wenn Begegnung untereinander gelingt. Als Arbeitsschwerpunkt nahmen wir uns die Begegnung unter Nachbarn als Herzstück einer Wohnviertelarbeit vor. „Seit es die Pfarre gibt, bist du in Auwiesen keine Hausnummer mehr.“ Diese Erfahrung soll im Weg einer aufsuchenden Seelsorge möglichst vielen Menschen vermittelt werden. Ehrenamtliche Mitarbeit gelingt nur, wenn sie einen verlässlichen Rückhalt in hauptamtlichen MitarbeiterInnen hat. Darauf muß in Zeiten kirchlicher Sparpakete hingewiesen werden. Wir haben in einer angemieteten Wohnung ein kleines Pfarrzentrum eingerichtet. Bei der Pfarrsekretärin laufen viele Fäden zusammen. Sie erledigt nicht nur Büroarbeit und garantiert, daß verlässlich jemand er-

reichbar ist. „Sie ist eine Seele von einem Menschen“ würden die Leute sagen. Eine Pastoralassistentin begleitet seit September 1997 unter anderem junge Menschen, die eine Kindergruppe leiten. Wir wissen, wie zeitaufwendig, aber unerlässlich dies ist. Wer bei Hauptamtlichen einspart, riskiert die Ausdünnung von Ehrenamtlichkeit und in der Folge eine allmähliche Versteppung blühender – oder wie bei uns: „aufblühender“ – Beziehungslandschaften an der Kirchenbasis.

Ein Pfarrzentrum in einem Industriedenkmal

Eine lebendige Christengemeinde braucht eigene Räume. Wenn sich dieses Bedürfnis im Dialog mit städtebaulichen Anliegen befriedigen läßt, ergeben sich neue Möglichkeiten der Kommunikation. Wir haben diese Chance bekommen und genutzt. Eine in der Zeit der Jahrhundertwende errichtete Textilfabrik war seit Jahren dem Verfall preisgegeben. Sie wird revitalisiert. Vorgesehen ist eine gemischte Nutzung für Büros, Geschäfte und Wohnen. Im ehemaligen Krafthaus richten wir das Pfarrzentrum ein. Der Kirchenraum entsteht in einer Halle, in der noch vor zwei Jahrzehnten an den Webstühlen gearbeitet wurde. Es sind Räume, die viele Geschichten erzählen. Das einzige Gebäude mit Geschichte in einem Umfeld, in dem alles neu ist. Kommunikation verwandelt und bewahrt. Aus einer anonymen Wohnanlage wird ein Raum zum Leben, ein Stück Heimat.

Ferenc Tomka

Geschwisterliche Beziehungen bauen die Gemeinde

Der folgende Text ist eine Zusammenfassung eines längeren Berichtes über den Aufbau einer lebendigen Gemeinde in einem neuen Budapester Stadtteil. Auch diese knappen Hinweise vermitteln noch den Eindruck, mit welcher Kreativität und Intensität die Mitglieder dieser Gemeinde am Werk waren und sind, um ein so vielfältiges Geflecht an Beziehungen und Diensten (Gottesdiensten wie Menschendiensten) gemeinsam entstehen zu lassen.

Die Seelsorge in einem neuen Stadtteil mit 40.000 Einwohnern zu übernehmen war für uns eine ungeheure Herausforderung. Als wir – noch vor der politischen Wende des Jahres 1989 – die Einladung zum ersten Gottesdienst verschickten, kamen ganze 100 Personen, meist Familien mit Kindern. Wir haben von Anfang an unsere Kräfte darauf konzentriert, daß sich diese Gruppe in eine lebendige christliche Gemeinschaft verwandelt, in eine Gemeinde, die möglichst viel gemeinsam verantwortet und sich weitgehend selbst trägt. Dazu dienten uns zum Teil sehr einfache Mittel: gemeinsame Ausflüge, die dem großen Bedürfnis nach Begegnung entsprachen; Einladung von Nachbarn und Freunden durch Gemeindeglieder zu unseren gemeinsam gefeierten Festen und Feiertagen; Vorbereitung unserer Liturgie teils durch Gruppen Jugendlicher, teils durch Gruppen Erwachsener; Einrichtung von Gruppen für Organisation, Umgestaltung, Empfang der Teilnehmer; Organisation verschiedener sozialer und kommunikativer Dienste.

Dazu zwei Beispiele: Unsere Gemeindeglieder übernahmen von einer anderen Budapester Pfarre die sogenannte „Taufpaten-Bewirtung“. Diese wird den Müttern angeboten, wenn sie nach der Geburt eines Kindes von der Klinik heimkommen und keine Angehörigen in der Nähe haben. Etwa zehn Tage hindurch kocht jeweils eine andere Familie für die Familie der Jungmutter ein Mittagessen und leistet auch andere kleine Hilfsdienste.

Eine für uns wichtig gewordene Förderung von Beziehungen läuft unter dem Motto „Die heilige Familie sucht eine Herberge“. Dabei treffen sich ältere Menschen neun Abende hindurch jeweils bei einer andern Familie zu Gespräch und Gebet. Für kinderreiche Familien, die für gewöhnlich nicht mehrere Personen einladen können, wurde organisiert, daß auf Wunsch einer solchen Familie sie von einzelnen Gemeindegliedern zum Gespräch und gemeinsamen Gebet besucht wird.

Unsere Erfahrung auf allen Gebieten ist: Die Aufteilung der Verantwortung baut die Gemeinde, da alle Beteiligten die Gemeinde als ihre eigene Sache betrachten. So bereiten Gruppen aus der Gemeinde mit ihren Bekannten in der Fastenzeit je eine Kreuz-

wegstation vor. (Der Kreuzweg selbst findet dann an einem Abend in einem nahegelegenen Wald statt und dauert zwei Stunden.) Immer wieder melden sich neue Personen und kleine Gruppen, die sich neu ergebende Aufgaben übernehmen. So bildete sich auch eine karitative Gruppe, deren Aufgaben rasch anwachsen und die daher immer neue Mitarbeiter anzieht, z. B. für Besuche in sozialen Einrichtungen, Hilfe für kinderreiche Familien, Dienste für Körperbehinderte und ältere Menschen usw., oder die Gruppen von Laienkatecheten, für kulturelle Angelegenheiten, Evangelisation u. ä. Aus diesen Gruppen kamen zahlreiche Initiativen auch zur gegenseitigen Unterstützung und zur Pflege der bereits bestehenden Beziehungen. Die innere Erstarkung der Gemeinde wirkte aber auch für Außenstehende einladend. Heute gehören der Gemeinde schon an die 1.000 Mitglieder an, viele davon sind Neubekehrte, die von einem Mitglied längere Zeit hindurch begleitet worden waren.

Als Seelsorger waren wir von Anfang an bemüht, daß die Erziehung zum evangelischen Leben den ersten Platz unserer Tätigkeit einnehmen sollte. Wir verwendeten die meiste Zeit für die geistige Vertiefung der Gemeindeglieder – neben den Predigten durch Religionsunterricht auch für Erwachsene, Exerzitien, Einkehrtage, Privatgespräche und Beichten. Wir waren der Meinung, daß erst dann eine Kirche aus Stein gebaut werden sollte, wenn sich wirklich eine Gemeinde gebildet hat. Dazu gehörte es auch, bei Konflikten zu vermitteln, denn im Laufe der Zeit zeichneten sich auch in unserer lebendigen Gemeinde erhebliche Spannungen ab: Nach einiger Zeit glaubten manche zu bemerken, daß es sogenannte „Eingeweihte“ gibt, wie z. B. die Gruppenleiter, die sich mit den Priestern häufiger treffen, während andere vielleicht irgendwo zu kurz kommen. Das führte zu Eifersucht und Beleidigungen. Allein die Konfrontation mit dem Evangelium konnte und kann uns in jeder Zeit davon überzeugen, daß es unwichtig ist, wer eine Gruppe leitet, wer welchen Platz in einer Gemeinde einnimmt; allein eines ist wichtig, daß nämlich wir alle, wo wir uns auch befinden, Christus in uns tragen und ihn unserer Umwelt vermitteln.

Nachdem die Gemeinde auf solche Weise gewachsen war, konnten wir beginnen, auch eine Kirche und ein Pfarrzentrum zu bauen (was mit finanzieller Hilfe der Diözese St. Pölten geschah). Kirchweihe und Segnung des Zentrums waren 1995.

Frank Richter

„Und wer mich anruft, wird erhört . . .“

Das Telefon im Netz der Seelsorge

Beim Telefonieren entdeckt man die reichen Ausdrucksmöglichkeiten der menschlichen Sprache besonders deutlich. Damit ist es ein hervorragendes Mittel der Kommunikation – auch zwischen einem Pfarrer und Mitgliedern seiner Gemeinde. Der „Handy-Seelsorger“ Richter will zwar nicht immer und überall, aber doch zu vielen Stunden des Tages erreichbar sein, und er nimmt sich viel Zeit für Gespräche per Telefon. red

In den Sommermonaten, so witzelt man in den kleinen, familiären Diasporagemeinden im Osten Deutschlands, seien Holzkohle und Grill die wichtigsten pastoralen Hilfsmittel. Als Seelsorger möchte ich hinzufügen: Das Telefon ist mir – im Sommer wie im Winter – noch wichtiger. Es ist ein Segen. Seitdem Telekom auch den Osten Deutschlands flächendeckend bedient, nutze ich das Telefon immer häufiger, um das Netz der Beziehungen mit und in meiner Gemeinde zu knüpfen. Umgekehrt führen selbst Kinder und Senioren mit zunehmender Selbstverständlichkeit „Ferngespräche“ und kommen dem Pfarrhaus und einander so nahe, wie es früher – jedenfalls für uns im Osten – undenkbar war. Das Telefonieren kann tatsächlich ein großes Maß an menschlicher Nähe herstellen. Es zwingt dazu, die Aufmerksamkeit auf die Sprache, die Stimmlage und die leisen Zwischenbemerkungen des Gesprächspartners zu lenken. Wo man auf das unmittelbare Gegenüber von Angesicht zu Angesicht verzichten muß, entdeckt man die außerordentlich reichen Ausdrucksmöglichkeiten der menschlichen Sprache um so deutlicher. „In der größten Distanz liegt die größte Nähe.“ – Dieser knappe Erklärungsversuch der starken Ausdruckskraft romani-

scher Skulpturen scheint mir durchaus übertragbar zu sein auf die personalen Ausdrucksmöglichkeiten via Telefon.

Nach vielen Telefongesprächen dachte ich mir: Wer weiß, ob du dies oder jenes deinem Gegenüber ins Gesicht hättest sagen können oder wollen; wer weiß, ob er dir dies sonst so deutlich zu sagen gewagt hätte?

Das Telefon ermöglicht viele Gespräche „unter vier Augen“, wie sie sonst im seelsorgerlichen Alltag nur selten und mit erheblich größerem Aufwand möglich sind. Nur ein Beispiel: Seit Monaten ruft mich – mit großer Regelmäßigkeit – eine schwer erkrankte Frau aus der Gemeinde an und bittet mich um meinen priesterlichen Segen. Meine erste Verwunderung darüber ist geschwunden. Ich spreche ihr den Segen zu, per Telefon, ich versuche dabei, mir vorzustellen, in welcher Situation sie sich befindet, und spüre, wie sich meine Stimme darauf einstellt.

Die Menge der Kontaktmöglichkeiten und die Dichte des Beziehungsnetzes, das das Telefon herstellt, kommen hinzu. Wahrscheinlich ergibt sich für mich pro Tag mindestens eine Stunde, in der ich persönlich mit Gemeindemitgliedern sprechen kann. Seitdem sie wissen, daß ich nichts dagegen habe, auch noch in den späten Abendstunden angerufen zu werden, machen sie von dieser Möglichkeit immer häufiger Gebrauch.

Oft werden die Gespräche dann besonders intensiv. Finden die sog. Nikodemus-Gespräche heutzutage vor allem in der Telefonseelsorge statt?

Und mit der Technik entwickeln sich auch die Kommunikationsmöglichkeiten weiter. Unter den Pfarrern meiner Region gelte ich als beschmunzelter (vielleicht auch bspötelter und kritisierte) „Handy-Seelsorger“. „Du willst wohl immer und überall erreichbar sein?“ Diese Frage höre ich oft. In ihr schwingt ein leiser Vorwurf, eine Unterstellung. Natürlich muß ich meine Motivation und mein Verhalten überprüfen – übrigens wie immer, wenn ich mich eines technischen Mittels bewußt bediene oder bewußt nicht bediene. Erreichbar möchte ich tatsächlich sein, ansprechbar, hörbar . . . Warum nicht auch per Telefon? Immer und überall – das kann und sollte es sicherlich nicht geben. Doch dafür besitzt jedes Telefon, wie alle Geräte der modernen Kommunikationstechnik, einen Knopf zum Abschalten.